„Es wäre möglich. Liebe Zeit, ich glaube wahrhaftig, dieser Wurm ist wirklich nicht zu Hause."

„Das ist sehr interessant. Ich meine nicht den Wurm. Terry ist in der Tat ein Glückspilz."

„Aber er hält mich für ein kleines Mädchen."

„Kleine Mädchen können sehr bezaubernd sein. Außerdem werde ich es mir zur Aufgabe machen, ihn daran zu erinnern, daß kleine Mädchen sehr schnell erwachsen sind."

„Das ist Ihr Ernst? Aber Sie dürfen ihm ja nichts von dieser Unterredung sagen."

„Eher werde ich mich von zwei Motorwagen in Stücke reißen lassen. Ihr Vertrauen ist mir heilig."

„Ich werde allerlei Nettes über Sie zu Maida sagen," bot ich freiwillig an.

Sir Ralph starrte mich einen Augenblick erstaunt an und lachte dann. „Ich würde Sie bitten, es nicht zu tun, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß alles Nette, was nur möglicherweise über diesen Gegenstand gesagt werden könnte, auf Fräulein Destrey keinen größeren Eindruck machen würde, als ein Regenschauer auf meine Ente. Helfen Sie mir lieber, daß ich mich nicht in sie verliebe."

„Warum denn?" fragte ich.

„In erster Linie, weil sie sich nie auch in mich verlieben würde; und zweitens könnte ich es mir auf gar keinen Fall leisten, sie zu lieben, gerade so wenig als mein Freund Terry Barrymore."

„Vielleicht wäre es da am besten, wenn ich Maida dem Fürsten übermachte, dann wären Sie beide aus aller Gefahr," schlug ich vor.

„Das würde mir wenigstens die Angst um meinen Freund ersparen, wenn auch ich selbst bei dieser Prozedur große Qualen dulden müßte," sagte Sir Ralph.

„Ich will Sie trösten, so oft ich Zeit habe," versicherte ich ihm.

„Ach so, bitte," flehte er. „Es wäre ein Werk der Barmherzigkeit. Und einstweilen will auch ich nicht müßiggehen; ich will eifrig in Ihrem Interesse tätig sein."

„Ich kann Ihnen nicht genug danken," sagte ich. „Bitte, statten Sie mir doch von Zeit zu Zeit über Ihre Fortschritte Rapport ab."

„Gewiß," versprach er. „Wir wollen treu zusammenhalten, nicht wahr?"

„Bie—tschel" hörte ich nun Mama schreien. „Seit zwanzig Minuten rufe ich unausgesetzt. Sofort komm hierher und sag mir, was du machst. Gewiß wieder irgendeine Unart."

Wir gingen also beide zu ihr. Aber was wir erzählten, war nur die Geschichte von dem Wurm.

Deutsche Städtebilder.

Von

Heinrich Lee.

Die Goldschmiedstadt am Main.

Schon einmal haben diese Schilderungen den Leser in eine Goldschmiedstadt geführt — das war Pforzheim. Aber Pforzheim hat unter den deutschen Städten eine Schwester, das ist die Stadt Hanau. Sie liegt am Main, mitten in die von Spessart, Taunus, Odenwald und dem Vogelsberg umschlossene fruchtbare, obstreiche Wetterau gebettet, zwanzig Eisenbahnminuten von Frankfurt entfernt. Ihre äußeren Reize sind nur bescheidener Art. Ein altes, einst dem Kurfürsten von Kassel gehöriges Schloß mit prächtigem Park, in der winkligen Altstadt das ehemalige Rathaus und auf dem großen Neustädter Marktplatz das Denkmal der Brüder Grimm, die in Hanau geboren und deren schlichtes Geburtshaus auch noch steht — damit sind die sogenannten Sehenswürdigkeiten erschöpft. Mit einem gewissen Schmunzeln wird einem an dem alten Rathause an einem Erker die Figur eines Mannes mit auffallend langen Ohren gezeigt, der einen Finger auf den Mund legt. Er soll ein Sinnbild der Regierungsmaxime sein: „Höre viel und rede wenig!" Eine literarische Erinnerung erweckt der dicht vor der Stadt liegende Lamboywald, ein beliebter Ausflugsort der Hanauer, in dem alljährlich im Juni ein großes Volksfest stattfindet zur Erinnerung an die Errettung der Stadt aus einer schweren Belagerung im dreißigjährigen Kriege — geschildert im „Simplicius Simplicissimus", dessen Verfasser auch nicht weit von Hanau, nämlich in der kleinen alten, heute zu einem Badeorte umgewandelten Kaiserstadt Gelnhausen zur Welt gekommen ist. Noch im Besitze der jetzigen landgräflichen Hauptlinie des Hauses Hessen-Kassel ist das gleichfalls vor der Stadt am Main liegende schöne Schloß Philippsruhe, das sehr reich an Bilder-, Porzellan- und Silberschätzen sein soll und seinen Namen, wenigstens was die „Ruhe" darin betrifft, mit Recht trägt, denn es geht sehr still darin zu, und nur selten gelangt von seinen Bewohnern eine Kunde in die Welt.

Die vielen noch bestehenden alten kleinen Häuser in der Stadt könnten den Fremden auf die Vermutung bringen, daß es ihren Bewohnern an der Lust zum Neuen, an Tatkraft und Unternehmungsgeist fehlt. Aber man muß bedenken, daß das berühmte Hanauer Gewerbe nicht zu denjenigen gehört, die großer Fabriken bedürfen. Allerdings bestehen in der Stadt noch manche andere ansehnliche Industrien, darunter das Dunlopwerk für Automobil- und Fahrradreifen, und welcher Raucher wäre noch an seine „Main-Regalia" geraten, die aus den in und um Hanau liegenden zwanzig Zigarrenfabriken hervorgegangen ist. Der Glanz aber von Hanaus Namen — er strahlt von dem Gold und dem Edelgeschmeide, das hier zur Verfertigung gelangt.

Die Hanauer Goldschmiedekunst führt ihren Ursprung, wie so viele deutsche Gewerbe, auf die Einwanderung vertriebener Protestanten zurück, die aus Frankreich und den Niederlanden ihre dort betriebene Kunst an den Main verpflanzten. Noch heute finden sich im Hanauer Adreßbuch eine Menge Familiennamen, die französische oder niederländische Abkunft verraten. Eher als anderswo in Deutschland, nämlich schon im achtzehnten Jahrhundert, wurde in Hanau von dem damals die Stadt beherrschenden Kurfürsten von Hessen-Kassel für den Goldschmied eine Fachschule errichtet, wo er Zeichnen, Malen, Modellieren, Ziselieren, Gravieren usw. lernte. In Hanau wurde ferner im Jahre 1851 die erste deutsche Platinschmelze begründet, und die beiden diesem Verfahren sich widmenden Firmen in Hanau versenden ihre für chemische Laboratorien und Fabriken angefertigten Platinapparate durch die ganze Welt. In Hanau wurde endlich auch die erste deutsche Diamantschleiferei errichtet und zwar im Jahre 1874. Ist Hanau somit für das deutsche Juweliergewerbe bahnbrechend geworden, so steht es in der Zahl seiner Erzeugnisse und an Umfang seines Handels gegen Pforzheim, obgleich dort das Schmuckgewerbe erst ein Jahrhundert später entstand, doch bedeutend zurück. Während von den hundert Millionen Mark Gold, welche ungefähr die deutschen Juweliere alljährlich zu Schmuck verarbeiten, etwa sechzig Millionen auf Pforzheim entfallen, kommen auf Hanau nur ungefähr fünfzehn Millionen, und während Pforzheim ungefähr tausend Betriebe zählt, gibt es davon in Hanau kaum den zehnten Teil. Greifbar tritt das Uebergewicht über Hanau für den Hotelgast insofern hervor, als man in Hanau zwar Pforzheimer Zeitungen ausliegen sieht, dagegen in Pforzheim keine Hanauer Zeitungen. Denn man muß in Hanau die Pforzheimer Blätter lesen, weil darin die dort angelangten ausländischen Einkäufer verzeichnet stehen, nach Hanau kommen sie nur noch selten, und wenn die Hanauer mit ihnen Geschäfte machen wollen, so müssen sie eben nach Pforzheim reisen. Bis vor nicht langer Zeit durften sich die Hanauer wenigstens noch damit trösten, daß sie, wenn ihnen auch an Masse der Ware die Schwarzwaldstadt den Vorrang abgelaufen hatte, sie ihr in der Kostbarkeit doch überlegen blieben, namentlich in sogenannten „weißen" Juwelen, in Brillanten und Perlen, und so bezieht auch der Kaiser seinen großen Bedarf an Busennadeln — speziell denjenigen, die bei seinen Besuchen an fremden Höfen an die Kammerdiener geschenkt werden, und die an der Spitze die kaiserliche Krone tragen (wohl zu unterscheiden von den Nadeln, die mit dem schwungvollen kaiserlichen W geschmückt sind) — fast ausschließlich aus Hanau, auch der von ihm an Papst Leo geschenkte Ring war Hanauer Fabrikat. Der Blick aber, den wir damals in die Werkstätten von Pforzheim warfen, belehrt uns, daß Hanau von den Pforzheimern auch in diesem Punkt erreicht worden ist.

Zunächst sehen wir uns in den Diamantschleifereien um, deren technischen Betrieb wir schon in Pforzheim kennen gelernt haben. Solche Schleifereien besitzt Hanau jetzt zwanzig, die zusammen etwa vierhundert Arbeiter beschäftigen, während die Zahl der Schleifer in Amsterdam, der Zentrale des Diamantenschliffs, achttausend beträgt. Es herrschte gerade gute Zeit, denn auf dem internationalen Diamantenmarkt war reiche Zufuhr, und diese kommt immer gleich zum Schliff. Die Zahl der während des letzten Jahres in Hanau geschliffenen Diamanten betrug 30 000 Karat. Kein geringer Vorteil ist den Hanauer Schleifereien durch die Diamantengewinnung in Deutschsüdwestafrika entstanden. Die monatliche Förderung in Lüderitzbucht beträgt 60 000 Karat — ein Karat wiegt etwa ½ Gramm — und da das Karat mit dreißig Schilling bezahlt wird, so ergibt sich dafür ein Jahreswert von über einundzwanzig Millionen Mark. Die meisten dort gefundenen Steine sollen zwei bis drei Karat groß sein, der größte soll siebzehn Karat gewogen haben; was ich selbst aber von diesen Steinen in den Hanauer Schleifereien sah, war ganz wesentlich kleiner, meistens gingen sechs bis acht Stück auf ein Karat, halbkarätige waren schon selten, und der schwerste wog nur ein Karat. Verwertbar sind von den deutschen Steinen etwa achtzig Prozent. Für die nächsten fünfzehn bis zwanzig Jahre wird auf eine Produktion in derselben Höhe wie bisher gerechnet. Die im Sande der Lüderitzbucht gefundenen Diamanten werden zunächst im Abbauregister gebucht, dann nach Berlin geschickt, hier auf ihren Wert untersucht und darauf zum Schleifen nach Hanau oder Amsterdam gegeben. Eine interessante, erst seit acht Jahren in der Hanauer Schleiferei eingeführte Maschine ist eine kleine, durch einen Motor betriebene Kreissäge, die dazu dient, die Ecken und die schlechten Stellen der Steine abzusägen. Zieht man in Betracht, daß diese Säge in der Minute viertausend Umdrehungen macht, und daß es Stellen in den Steinen gibt, die wegen ihrer Härte bis sechzehn Stunden unter der Säge bleiben, so ergeben sich für eine solche Stelle 3 840 000 Umdrehungen. Wie die Schleifscheibe, so wird auch diese Säge mit Diamantstaub unter einer Beimischung von Olivenöl bestrichen. Der so gemischte Staub an die Zungenspitze gebracht, hat einen Geschmack, süß wie Honig. Darum sind auch die Mäuse sehr dahinterher, und deshalb muß dieser Staub, der aus Steinen hergestellt wird, die alle zu winzig oder als zu mangelhaft nicht geeignet zum Schliff sind und in einem Mörser zertrümmert werden, sorgsam vor ihnen behütet werden. Erstaunlich hoch sind die Löhne in den Schleifereien. Es gibt Schleifer, die in der Woche hundert Mark verdienen.

Von den Diamanten wenden wir uns den Perlen zu. Gemeinsam beiden ist, daß sie beständig im Preise steigen, besonders haben die feinen Rundperlen ausländischer und indischer Herkunft, die sich durch ihren schönen milden Glanz auszeichnen, stark angezogen. Ein Artikel, für den sich immer breitere Käuferschichten in Deutschland finden, sind Kolliers. Am teuersten sind, der augenblicklichen Mode entsprechend, in bezug auf Farbe die Perlen in Rosa, dann folgt Weiß, dann lichtes Blau — eine Nuance dunkler, und der Wert nimmt schon erheblich ab. Das teuerste Perlenkollier, daß je in Hanau angefertigt wurde, ging für den Preis von dreieinhalb Millionen Francs nach Amerika. Man hört oft sagen, daß Perlen sich am besten dadurch konservieren, daß man sie viel auf der nackten Haut trägt. In Hanau ist man darüber ganz anderer Meinung. Der schlimmste Feind der Perle, so wird einem hier gesagt, ist der Schweiß, er macht die Perle brüchig und raubt ihr den Glanz. Das beste Mittel zu ihrer Erhaltung besteht darin, daß sie jedesmal nach dem Tragen sorgsam mit einem sämischen Lederlappen abgerieben wird. Auf wie falscher Grundlage die viel verbreitete Ansicht beruht, Perlen könnten durch zu langes Liegen schadhaft werden, das beweisen die oft Jahrhunderte alten Familienschmuckstücke, die nach Hanau in oft noch gänzlich unversehrtem Zustande zur Umarbeitung wandern. Im Gegenteil werden derartige alte Perlen, die sich auf ihre Dauerhaftigkeit erprobt haben, noch weit höher bezahlt. Allerdings dürfen Perlen nicht, wie das zumal und oft Jahrzehntelang in manchen Herrscherhäusern geschieht, allzulange in feuchten Kellern lagern. Ist der Schaden aber einmal geschehen, so gibt es dafür in Hanau auch Doktoren. Dann wird nämlich der Perle die obere Haut abgezogen, denn unter dieser Haut hat sie noch eine zweite und dritte. Allerdings ist diese Operation ziemlich riskant, und die obere Haut ist die schönste, aber es ist meist das einzige Mittel, die Patientin zu retten.

Unter den Farbsteinen ist augenblicklich erster Favorit der Rubin — mit Recht, da er auch der härteste von allen Steinen ist, noch härter als der Saphir, der aber als Abendstein wenig mehr getragen wird, weil seine Farbe bei künstlicher Beleuchtung zu sehr ins Schwärzliche fällt — und härter auch als der Brillant, während der zerbrechlichste Stein der Smaragd ist. Der reiche und vielgestaltige Formenschatz, über den die Hanauer Juweliere gebieten, tritt weniger in den auf Lager gehaltenen Stücken hervor, als vielmehr — bedingt durch die Kostbarkeit des Materials — in der großen Fülle von kolorierten Vorlagen, die von eigens dafür engagierten Zeichnern angefertigt werden. Nach diesen Zeichnungen werden die Bestellungen von den Kunden erteilt, und es versteht sich von selbst, daß jede Zeichnung in der Regel nur in einem einzigen Exemplar ausgeführt wird. Denn wie mit den Toiletten, so hält es eine große Dame auch mit dem Schmuck. Ein anderer Berührungspunkt zwischen Schmuck und Toilette besteht darin, daß die Mode dafür aus Paris kommt. Der dernier cri aus Paris, an dem in Hanau gerade viel gearbeitet wurde, waren diesmal die mit Steinen besetzten grauen Sammetbänder, dagegen herrschte in Krinolinen wegen der gerade modischen langen Damenärmel vollständige Baisse. Auch für Berloques war keine Nachfrage — wegen der Mode in der Herrenwelt, die Uhrkette mit den beiden Westentaschen zu verbinden, eine Mode, die keine Berloques mehr zuläßt.

Die starke Seite Hanaus, nämlich nicht in marktgängiger Massenware mit Pforzheim konkurrieren zu wollen, sondern sich auf die Pflege eines individuellen Geschmacks und der historisch bewährten Stilarten zu legen, tritt besonders glänzend in den „Großwaren" hervor, wie Tafelgeräten, Vasen, Eßbestecken, kirchlichen Gerätschaften usw. — schweres, durchweg getriebenes, vielfach auch vergoldetes, reichgebuckeltes Silber in altaugsburger, altholländer, altenglischen und altfranzösischen Formen, zum Teil auch modern stilisiert. Um diesen Sachen, soweit sie sich durch ihre Stilisierung nicht ausdrücklich zu ihrer modernen Herkunft bekennen, auch sonst den Schein des Alten zu geben, werden ihre Vertiefungen mit einer künstlichen Patina übergogen, die auf eine allerdings etwas merkwürdige Weise hergestellt wird. Zarte beseitete Leserinnen mögen die nächsten Zeilen überschlagen. Die betreffenden Gegenstände werden nämlich auf einen geaucht diese Säge mit Diamantstaub unter einer Beimischung von Olivenöl bestrichen. Der so gemischte Staub an die Zungenspitze gebracht, hat einen Geschmack, süß wie Honig. Darum sind auch die Mäuse sehr dahinterher, und deshalb muß dieser Staub, der aus Steinen hergestellt wird, die alle zu winzig oder als zu mangelhaft nicht geeignet zum Schliff sind und in einem Mörser zertrümmert werden, sorgsam vor ihnen behütet werden. Erstaunlich hoch sind die Löhne in den Schleifereien. Es gibt Schleifer, die in der Woche hundert Mark verdienen.

Von den Diamanten wenden wir uns den Perlen zu. Gemeinsam beiden ist, daß sie beständig im Preise steigen, besonders haben die feinen Rundperlen ausländischer und indischer Herkunft, die sich durch ihren schönen milden Glanz auszeichnen, stark angezogen. Ein Artikel, für den sich immer breitere Käuferschichten in Deutschland finden, sind Kolliers. Am teuersten sind, der augenblicklichen Mode entsprechend, in bezug auf Farbe die Perlen in Rosa, dann folgt Weiß, dann lichtes Blau — eine Nuance dunkler, und der Wert nimmt schon erheblich ab. Das teuerste Perlenkollier, daß je in Hanau angefertigt wurde, ging für den Preis von dreieinhalb Millionen Francs nach Amerika. Man hört oft sagen, daß Perlen sich am besten dadurch konservieren, daß man sie viel auf der nackten Haut trägt. In Hanau ist man darüber ganz anderer Meinung. Der schlimmste Feind der Perle, so wird einem hier gesagt, ist der Schweiß, er macht die Perle brüchig und raubt ihr den Glanz. Das beste Mittel zu ihrer Erhaltung besteht darin, daß sie jedesmal nach dem Tragen sorgsam mit einem sämischen Lederlappen abgerieben wird. Auf wie falscher Grundlage die viel verbreitete Ansicht beruht, Perlen könnten durch zu langes Liegen schadhaft werden, das beweisen die oft Jahrhunderte alten Familienschmuckstücke, die nach Hanau in oft noch gänzlich unversehrtem Zustande zur Umarbeitung wandern. Im Gegenteil werden derartige alte Perlen, die sich auf ihre Dauerhaftigkeit erprobt haben, noch weit höher bezahlt. Allerdings dürfen Perlen nicht, wie das zumal und oft Jahrzehntelang in manchen Herrscherhäusern geschieht, allzulange in feuchten Kellern lagern. Ist der Schaden aber einmal geschehen, so gibt es dafür in Hanau auch Doktoren. Dann wird nämlich der Perle die obere Haut abgezogen, denn unter dieser Haut hat sie noch eine zweite und dritte. Allerdings ist diese Operation ziemlich riskant, und die obere Haut ist die schönste, aber es ist meist das einzige Mittel, die Patientin zu retten.

Unter den Farbsteinen ist augenblicklich erster Favorit der Rubin — mit Recht, da er auch der härteste von allen Steinen ist, noch härter als der Saphir, der aber als Abendstein wenig mehr getragen wird, weil seine Farbe bei künstlicher Beleuchtung zu sehr ins Schwärzliche fällt — und härter auch als der Brillant, während der zerbrechlichste Stein der Smaragd ist. Der reiche und vielgestaltige Formenschatz, über den die Hanauer Juweliere gebieten, tritt weniger in den auf Lager gehaltenen Stücken hervor, als vielmehr — bedingt durch die Kostbarkeit des Materials — in der großen Fülle von kolorierten Vorlagen, die von eigens dafür engagierten Zeichnern angefertigt werden. Nach diesen Zeichnungen werden die Bestellungen von den Kunden erteilt, und es versteht sich von selbst, daß jede Zeichnung in der Regel nur in einem einzigen Exemplar ausgeführt wird. Denn wie mit den Toiletten, so hält es eine große Dame auch mit dem Schmuck. Ein anderer Berührungspunkt zwischen Schmuck und Toilette besteht darin, daß die Mode dafür aus Paris kommt. Der dernier cri aus Paris, an dem in Hanau gerade viel gearbeitet wurde, waren diesmal die mit Steinen besetzten grauen Sammetbänder, dagegen herrschte in Krinolinen wegen der gerade modischen langen Damenärmel vollständige Baisse. Auch für Berloques war keine Nachfrage — wegen der Mode in der Herrenwelt, die Uhrkette mit den beiden Westentaschen zu verbinden, eine Mode, die keine Berloques mehr zuläßt.

Die starke Seite Hanaus, nämlich nicht in marktgängiger Massenware mit Pforzheim konkurrieren zu wollen, sondern sich auf die Pflege eines individuellen Geschmacks und der historisch bewährten Stilarten zu legen, tritt besonders glänzend in den „Großwaren" hervor, wie Tafelgeräten, Vasen, Eßbestecken, kirchlichen Gerätschaften usw. — schweres, durchweg getriebenes, vielfach auch vergoldetes, reichgebuckeltes Silber in altaugsburger, altholländer, altenglischen und altfranzösischen Formen, zum Teil auch modern stilisiert. Um diesen Sachen, soweit sie sich durch ihre Stilisierung nicht ausdrücklich zu ihrer modernen Herkunft bekennen, auch sonst den Schein des Alten zu geben, werden ihre Vertiefungen mit einer künstlichen Patina übergogen, die auf eine allerdings etwas merkwürdige Weise hergestellt wird. Zarte beseitete Leserinnen mögen die nächsten Zeilen überschlagen. Die betreffenden Gegenstände werden nämlich auf einen geheizten Ofen gehängt, der Ammoniakdämpfe erzeugt. Durch diese Dämpfe erhalten sie den gewünschten Ueberzug. Weil die echte Patina sich aber nur in den Vertiefungen festsetzt, so wird der Ueberzug von den erhabenen Stellen wieder entfernt und bleibt nur dort zurück, wo er bezweckt ist — eben in jenen Vertiefungen. Wer aber einigermaßen mit Antiquitäten Bescheid weiß, kann diese Imitationen schon mit geschlossenen Augen erkennen. Es ist wie mit alten Möbeln. Man braucht nur ganz leicht mit den Fingerspitzen darüber zu tasten — zumal über die Kanten und Spitzen. Sind die Sachen neu, so verraten die Kanten und Spitzen dies durch ihre Schärfe — sind sie alt, so haben sich diese abgeschliffen und abgestumpft, und man hat in den Fingerspitzen das angenehme Gefühl, wie über Sammet zu gleiten. Verwunderlich klingt es, daß auch die Witterung auf die Hanauer Silberwarenindustrie von Einfluß ist. Gemeint damit sind diejenigen Artikel, die in den Sommersaisonplätzen zum Verkauf ausliegen, und deren Absatz von dem durch das Wetter bestimmten Zustrom des kaufkräftigen Publikums abhängt.

Mit welchen Schwierigkeiten zuweilen der nach allen Weltrichtungen gehende, aber natürlich durch die jetzige deutsche Wirtschaftspolitik stark beeinträchtigte Export der Hanauer Waren zu kämpfen hat, davon eine kleine Probe, deren Zeuge ich gerade war. Eine Firma hatte auf Bestellung einen drei Kilo schweren silbernen Tafelaufsatz nach England geschickt. Während in Deutschland für echte Silberwaren ein Feingehalt von achthundert Tausendstel vorgeschrieben ist, ist dieser in England auf neunhundertundfünfundzwanzig festgesetzt. Ausländisches Feinsilber unter neunhundertundfünfundzwanzig wird in England nicht hereingelassen. Da die betreffende Kontrolle von der dortigen Goldschmiedezunft ausgeübt wird, so begreift man, daß diese Kontrolle, schon um nach Möglichkeit die fremde Konkurrenz vom Halse zu halten, mit großer Strenge ausgeübt wird. Obwohl besagter Tafelaufsatz der englischen Vorschrift entsprach, so wurde er doch in England nicht hereingelassen und der Firma ohne Angabe des Grundes zurückgeschickt. Die Firma unterzog ihr Fabrikat noch einmal einer genauen Untersuchung, und da stellte sich folgendes heraus. An dem Aufsatz war eine Figur angebracht, die ein winziges Städchen von nur einem halben Gramm Gewicht in der Hand hielt. An diesem Städchen war das Geschäft gescheitert, denn das Städchen hatte — ein gewiß verzeihliches Versehen des betreffenden Arbeiters — nur den deutschen Feingehalt. Der Schaden wurde ausgeglichen, und der Aufsatz gelangte doch noch an seinen Besteller — aber erst, nachdem das so geringfügige Corpus delicti dem deutschen Fabrikanten noch achthundert Mark unnötige Kosten verursacht hatte.

Der wilde Kanarienvogel.

Zweifellos ist der Kanarienvogel der häufigste und beliebteste aller Stubenvögel, der schon gleich nach seiner Einführung in Europa, die vor ungefähr 350 Jahren stattfand, sich durch seinen herrlichen Gesang und sein ganzes Wesen die Sympathien aller Vogelfreunde erworben hat.

Zunächst kannte man nur die direkt von den Kanarischen Inseln eingeführte gelbgrüne Rasse, die der alte Gesner das Zuckervögele, Canariam avieulam, nannte, aber schon Linné wußte und berichtete, daß der beliebte Singvogel außer auf den Kanaren auch auf den Azoren und auf Madeira zu Hause sei. Auf Madeira, besonders dem südlichen Teil der Insel, trifft man den Kanarienwildling fast ebenso häufig an wie bei uns den Sperling.

In den herrlichen Gärten Funchals, die vom Dufte der Kampher- und Zimtbäume erfüllt sind, und in denen schlanke Palmen mit riesigem Eucalyptus abwechseln und Orangen- und Camelienhäume mit glänzenden Blüten und goldenen Früchten überfäet sind, trifft man den Kanarienvogel überall in Flügen an, die bis zu 50 Stück und